

Unverhofftes Wiedersehen

Kleine weiße Quader, drei auf acht Reihen, zweistöckig. Er fingerte sie aus der Tupperbox und bugsierte sie auf die Patene. Die Mesnerin muss sie noch kleiner schneiden, dachte er. Doch dann würden seine Finger ihren zahnlosen Mündern noch näher kommen. Besser nicht. Er nahm die Patene und drehte sich um.

Süßlich-beißender Uringeruch war ihm entgegengekommen, noch ehe er das Foyer richtig betreten hatte. Einmal im Monat brachte Pfarrer Bernhard Schäfer das Abendmahl ins Pflegeheim. Er betrat das Pflegeheim stets mit zwei stummen Gebeten: Gott sei Dank arbeiten die Geruchssinneszellen phasisch-tonisch! Und: Lass mich nie alt werden!

Im Foyer kauerte ein Koloss mit stumpfen Augen in einem Sessel – er wandte den Kopf nicht, als Schäfer ihn grüßte. Oben im Speisesaal warteten bereits 3000 Jahre auf ihn – er hatte es einmal überschlagen. Die Alten kauerten hinter Tischen mit durchsichtigen Plastikdecken. Darauf Schnabeltassen mit roten Sabberflecken. Sie brabbelten, murmelten, grummelten vor sich hin, manche spulten im Diskant Litaneien ab – babylonisches Stimmengewirr der Gebrechlichen, Dementen, Siechen. Sie würden auch beim Gottesdienst keine Ruhe geben. Bernhard Schäfer musste jedes Mal alle Sinne zusammennehmen, um nicht aus dem Konzept zu kommen. Ganz zu schweigen vom Tempo. Das Vaterunser *gemeinsam* mit all diesen Sprachindividualisten zu beten – ein Ding der Unmöglichkeit!

Schäfer begann seine Runde mit dem Abendmahlsbrot. Wenn er die Füße hob, quietschten seine Schuhe. Der Boden klebte – wovon, wollte er gar nicht wissen. Jetzt sahen sie zu ihm her. Sie kannten den schwarzen Kittel, und bei manchen konnte er noch die seltsame Veränderung in Mimik und Tonfall beobachten, wenn sie den Vertreter der Geistlichkeit ansprachen. „Ach, guten Tag, Herr Pfarrer!“, jovial, freundlich, aber nicht zu intim, nett und dennoch unverbindlich. Ein paar grüßten mit einer fast schon eleganten Handbewegung, andere starrten teilnahmslos vor sich hin: Sie waren schon längst in einer anderen Welt angekommen, zu der Bernhard Schäfer keinen Zutritt hatte.

Soweit er sehen konnte, waren alle da. Zumindest alle, die sich ihm aufgrund eines bestimmten Merkmals eingepägt hatten. Die Frau, deren in Strumpfhosen verpackte Beinstümpfe wie verrutschte Armlehnen aus dem Rollstuhl ragten. Die über 90-Jährige mit dem geblühten Sonntagskleid, die auf ihren Liebsten zu warten schien. Der Glatzköpfige, der dreimal pro Minute „Berta!“ schrie.

Er kannte ihre Namen nicht. Im Religionsunterricht fiel es ihm leicht, die Namen zu behalten. Da sah er die Kinder zweimal wöchentlich, und es waren immer dieselben. Die Alten hier sah er einmal im Monat, und jedes Mal waren wieder andere da. Aber es war eine Ausrede. Mit etwas gutem Willen wäre es gegangen. Aber wozu sich den Namen eines Menschen einprägen, der beim nächsten Mal schon nicht mehr da sein konnte?

In früheren Jahren war er mit der Patene und dem Kelch noch durch die Zimmer gewandert. Zu den lebenden Leichnamen, die an Magensonden hingen wie ein Embryo an der Mutter. Aber das Mitleid für diese armen Kreaturen setzte ihm genauso zu, wie ihn die Wut auf die Gesellschaft in Rage brachte, die diese Menschen nicht sterben ließ.

Jetzt kam der schwierigere Part. Mit dem Kelch bewaffnet musste er sich zwischen den Rollstühlen hindurchzwängen. Abschätzen, wer den Kelch noch selbst nehmen konnte und wer nicht mehr.

Wer überhaupt noch etwas aus einem Gefäß trinken konnte. Manche waren in ihrem Rollstuhl so weit nach hinten gekippt, dass er den Kelch fast in die Vertikale bringen musste. Spätestens nach einer Handvoll Kommunikanten schwammen weiße Brocken im roten Wein und am Rand klebten angespichelte Brotreste. Schäfer spürte einen Würgereflex aufsteigen, als er den Kelch zum Desinfizieren an den kleinen Tisch zurückbrachte, der als Altar diente. Ohne hinzusehen wischte er ihn einmal rundherum ab. Der Rand war wieder sauber. Was im Wein herumschwamm, entzog sich seiner Verantwortung.

War er übel gelaunt, bot er den Kelch auch auswärtigen Gästen an, die mitunter dem Gottesdienst beiwohnten. Erschreckt lehnten sie ab, mühsam ihren Ekel verhehlend. Sie waren auch nicht besser als er.

„Vergelt's Gott“, schnarrte die Hundertjährige, die nie böse war, aber vor deren Totenschädel er nachts auf dem Flur trotzdem zusammengefahren wäre. Wer den Kelch noch selbst greifen konnte, nahm drei Schluck hintereinander. Auch das war so eine Angewohnheit, die ihre Wurzeln im Jugendalter hatte. All die Jahrzehnte hatten sie sich an das Erlernte gehalten, und niemand würde es ihnen in diesem Leben noch einmal abgewöhnen. Schäfer bahnte sich einen Weg zurück zum Altar, wischte den Kelch wieder ab und schenkte nach.

Noch eine Gruppe. Die Alte, zu der er als erstes kam, schief, den Kopf auf die Arme gelegt. Aus ihrem Mund rann ein Speichelfaden auf die Tischdecke, der dicker wurde und dann abbrach, bis sich ein neuer Faden bildete. Schäfer spürte einen süßlichen Geschmack im Mund und wandte den Blick ab. Grinsend riss ihm ihr Nachbar, ein Mann um die Vierzig, den Kelch aus der Hand. Im Heim lebten auch Jüngere, die sich kaputt gesoffen hatten. Wahrscheinlich hätte er ihm den Kelch gar nicht geben dürfen, aber was konnte bei dem noch schlimmer werden? So sorgte er immerhin für ein bisschen Freude. Er entwand ihm den Kelch und ging um den Tisch herum zur letzten Kommunikantin des Tages. Eine neue Bewohnerin offensichtlich, Schäfer sah sie zum ersten Mal.

Sie saß im Rollstuhl, eine korpulente Frau mit dichten grauen Haaren, die zu einem Zopf gebunden waren. Ihr Kinn ruhte auf der Brust, die Augen waren geschlossen. Schäfer weckte grundsätzlich niemand. Süßer Schlaf, süßes Nichts-mehr-Wissen und Nichts-mehr-Leiden-Müssen – nicht um alles in der Welt hätte er jemanden in seinem Rendezvous mit dem barmherzigen Bruder des Todes gestört. Er war eben im Begriff sich umzudrehen, da öffnete sie die Augen.

„Ich wollte Sie nicht stören“, sagte Schäfer entschuldigend. „Sie sind noch nicht lange hier?“, fügte er höflichkeitshalber hinzu. Sie schien durch ihn hindurchzusehen. Schäfer wusste nicht, ob er bleiben oder gehen sollte. Er hielt den Kelch empor.

„Möchten Sie das Abendmahl?“ Ihr Blick ging weiter durch ihn hindurch. Sie sieht mich gar nicht, dachte Schäfer, ist wahrscheinlich schon weggetreten. Dement wie so viele. Oder blind.

Ihre Augen weiteten sich. „Mein Vater war auch Pfarrer.“ Ihre Stimme war leise, aber erstaunlich klar. Sie schien also doch etwas wahrzunehmen. Schäfer, der sich bereits aufgerichtet hatte, beugte sich wieder zu ihr hinunter.

Sie griff nach dem Kreuz, das an einer Kette um ihren Hals hing. „Er war Pfarrer in A.“, sagte sie, während sie in eine weit entfernte Vergangenheit blickte. „In A.?“, fragte Schäfer. Er war überrascht. „Da war ich auch einige Jahre.“

Etwas an ihrem Gesicht kam ihm bekannt vor, ohne dass er genau hätte sagen können, was. Beinahe vertraut und dann wieder doch nicht, als ob es ihm in einem völlig anderen Zusammenhang schon einmal begegnet war. Er dachte nach. Konnte er sie von A. her kennen? Welcher seiner Vorgänger dort mochte ihr Vater gewesen sein? Er rechnete nach, doch er brachte die Namen nicht mehr alle zusammen. Es war ohnehin ausgeschlossen, da er vor seinem Dienstantritt keinerlei Verbindungen

nach A. gehabt hatte. War er mit der Familie eines Vorgängers möglicherweise in Kontakt gekommen? Er konnte sich nicht erinnern. Er betrachtete ihr Gesicht. Wie von ferne drängte sich ihm eine Ähnlichkeit auf. Unter anderen Umständen, in gänzlich anderem Zusammenhang hätte er gesagt, beinahe eine Ähnlichkeit zu ...

„Jeden Abend hat mir mein Vater am Bett gesungen“ – holte ihn ihre Stimme aus seinen Gedanken. Das hatte Schäfer bei seiner Tochter auch immer getan. Zusammen mit seiner Frau war er am Bett seines Kindes gestanden. Zweistimmig hatten sie gesungen. Das Kind wollte immer nur „Den Mond“ ... „Und immer ‚Der Mond ist aufgegangen‘.“ Das Lächeln formte an ihrem rechten Mundwinkel ein Grübchen. Das Grübchen. Dieses Grübchen. Es war ... es konnte ... Schäfer schluckte. Die Hitze trieb ihm Schweißtropfen auf die Stirn. Schnell die Runde zum Abschluss bringen. Er streckte ihr fast barsch den Kelch hin. Zum ersten Mal sah sie ihn an.

„Wollen Sie meinen Namen wissen?“ Schäfer versuchte sich zusammenzureißen. „Natürlich“, stammelte er, „Ihr Name“. „Den Namen meines Bruders hat meine Mutter ausgesucht, meinen Namen mein Vater.“

Schäfer hatte das Gefühl, jemand drücke ihm allmählich die Luft ab. Fing er jetzt an zu spinnen wie die meisten hier und wie diese Alte, die aus einem obskuren Grund eine Verbindung herstellte jenseits jeder Vorstellungskraft? Tatsächlich, genauso hatten sie es damals gemacht: Den Namen für die Erstgeborene hatte er ausgesucht, für den Zweitgeborenen seine Frau.

„Einen schönen griechischen Namen hat mein Vater für mich ausgesucht.“ Sie blickte wieder in die Ferne.

Schäfers Herz machte einen Satz und übertönte mit seinem Pochen alle anderen Geräusche. Mit zitternden Händen presste er den Kelch an ihren Mund. Noch ein Wort, und er würde überschnappen. Gehorsam nahm sie den Kelch, nippte daran und schluckte. Schäfer atmete auf und zog den Kelch erleichtert zurück.

„Katharina“, sagte sie.

Er fuhr zurück. Wein schwappte über den Rand und ergoss sich auf seine Hand. Es konnte einfach nicht sein, solange Raum und Zeit in ihren gewohnten Bahnen verliefen und er seinen gesunden Menschenverstand einsetzen konnte, und außerdem gab es *ein* untrügliches Kennzeichen, an dem er *seine* Katharina erkannte, das sie unvergleichlich unter Millionen machte. Während alles vor ihm verschwamm, suchte er aus den Augenwinkeln ihren linken Unterarm. Als sie nach dem Kelch gegriffen hatte, war der Ärmel etwas nach oben gerutscht. Er erstarrte. Oberhalb des Handgelenks bis unter den Ärmelaufschlag zeichnete sich eine dünne, aber deutlich erkennbare Linie ab. Eine Narbe, wie sie seine Tochter Katharina ...

Schäfer wankte. Der Raum drehte sich, gleichzeitig erhob sich ein infernalisches Gelächter. Sie machen sich auch noch lustig über mich, schoss es ihm durch den Kopf. Vor seinen Augen hüpfen Rollstühle und die Schnabeltassen auf den Tischen schnitten ihm Fratzen. Er taumelte mit dem Kelch, Wein ergoss sich über seinen Talar und sammelte sich auf dem Fußboden zu einer Pfütze. Der Kelch glitt ihm aus der Hand und zog im Rollen eine rote Spur hinter sich her.

Stockschwingend und johlend wirbelten die Alten in einem wilden Reigen um ihn herum, so dass der Boden bebte und dröhnte, über ihren Köpfen die Plastiktischdecken wie Baldachine und Standarten schwenkend. Schäfer sank zu Boden und spürte etwas Nasses am Kopf – er war in die Pfütze mit dem Wein gerutscht. Dann wurde es Nacht um ihn.

„Papa! Papa!“

Benommen schlug Schäfer die Augen auf und blickte in das Gesicht seiner Tochter. Er schreckte zurück.

„Was ist los, Papa?“ Seine Tochter sah ihn prüfend an. Mühsam versuchte er sich zu orientieren.

„Mama hat gesagt, ich soll dich wecken. Du kommst sonst zu spät ins Altenheim.“

Sie hatte ihn sanft gerüttelt. Schäfer starrte mit irrem Blick auf ihren entblößten linken Unterarm.

„Geht's dir nicht gut?“, fragte seine Tochter besorgt.

„Alles in Ordnung“, stammelte er, „ich hab nur ... ist schon gut“. Er schob sich vom Sofa mühsam in die Höhe. „Danke. Danke, Katharina.“

Draußen im Flur stand sein Koffer. Es war schon alles gerichtet. Er stand auf. Einmal im Monat brachte Bernhard Schäfer das Abendmahl ins Pflegeheim.

2011(2019)